

Dresden und Burin

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **19 (1935)**

Heft 5-6

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419747>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

des

Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: „Muttersprache“, Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich
4 Franken, mit Beilage 7 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftsstelle in Küsnacht
(Zürich) auf Postfachrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutsch-
schweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Küsnacht (Zürich). — Druck: E. Glück, Bern.

Dresden und Gurin.

Nein, sie haben sonst wirklich nicht viel gemein, die weltbekannte Kunst- und sächsische Hauptstadt am stolzen Elbstrom und das weltverlorene Dörfchen auf 1506 m Höhe am rauschenden Bergbach in einem Seitentälchen eines Seitentales des Maggiatales. Daß man an beiden Orten deutsch spricht, ist zwar schon etwas merkwürdiger, kommt aber anderswo auch vor, z. B. in Berlin und Baretswil. Nun, bei Gurin ist das nicht so selbstverständlich; denn es ist ja die einzige deutsche Gemeinde im Tessin und auch uns Deutschschweizern besser bekannt unter dem italienischen Namen Bosco. Als deutsche Namensform gilt den Einwohnern aber Gurin, und wenn das auch nicht urdeutsch ist — Dresden ist das auch nicht, sondern slawisch. Und darin berühren sich die beiden Orte, daß in ihnen das Deutsche noch nicht so lange heimisch ist wie im übrigen deutschen Sprachgebiet, sondern verhältnismäßig jung. Freilich war Sachsen schon vor der Völkerwanderung germanisch, aber gerade damals wanderten die Germanen aus, und in den leeren Raum rückten von Osten her slawische Völker, insbesondere Sorben, bis an die Elbe und die Saale und sogar darüber hinaus. Der älteste Stadtteil Dresdens war eine Sorbenkolonie und wird erst 1206 erwähnt. Aber seit dem 9. Jahrh. versuchten Süd-, West- und Norddeutsche, das Land wieder zu erobern und hatten es um 1400 bereits wieder deutsch kolonisiert, damit auch die germanische Sprache, jetzt in der Form des Deutschen wieder eingeführt, und vom Slawischen blieb fast nichts mehr als die sonderbaren Ortsnamen: Dresden, Leipzig, Chemnitz. Aber auch Gurin ist Kolonialland, im 13. Jahrh. vom Oberwallis her über das ebenfalls deutsch kolonisierte Pommat herüber gegründet; das Deutsch ist also an beiden Orten ungefähr gleich alt und gegen tausend Jahre jünger als etwa in Baretswil oder Frankfurt. Aber nun der große Unterschied: in Gurin blieb das Deutsche wohl ziemlich unverändert bestehen und gehört heute zum allerstümlichsten Deutsch, das noch gesprochen wird („es rägnut“, sagen sie, wenn's regnet); die Mundart des schon damals lebhaft bewegten Sachsenlandes hat alle Veränderungen angenommen, die damals austauchten; die Sprachform des nur ein paar Wegstunden von Dresden entfernten Meißen, wo sich die kurfürstlich-sächsische Kanzlei befand, bildete die Grundlage zur neuhochdeutschen Schriftsprache und wurde durch Luthers Bibelübersetzung über das ganze deutsche Sprachgebiet verbreitet. In Dres-

den entstand auch 1885 der erste Zweigverein des Deutschen Sprachvereins.

Was mich aber bewegt, Dresden und Gurin in einem Atemzug zu nennen, sind nicht seine Ähnlichkeiten und nicht seine Gegensätze, sondern die Tatsache, daß ich beide im Rahmen des Sprachvereins innerhalb weniger Tage erlebt habe. Wenn man als Vertreter des Deutschschweizerischen Sprachvereins am Pfingstsonntag in Dresden an der Fünfzigjahrfeier des Deutschen Sprachvereins teilgenommen und dann am Dienstag in Zürich die Schuljugend von Gurin empfangen hat, dann rücken einem auch so entlegene und so verschiedenartige Orte seelisch nahe zusammen.

Schon mehrmals war ich der Einladung zu der in der Regel alle 2 Jahre stattfindenden Hauptversammlung des Deutschen Sprachvereins als Vertreter unseres Vereins gefolgt. Zu Pfingsten 1935 sollte dabei auch der fünfzigjährige Bestand gefeiert werden, ein Grund mehr, eine allfällige Einladung wieder anzunehmen. Aber seit der letzten Tagung, 1931 zu Halle, hatten sich die staatlichen Verhältnisse im Reich stark geändert und waren von den schweizerischen sehr verschieden geworden. Insbesondere war auch bei uns das Buch „Mein Kampf“ bekannt geworden, das Adolf Hitler 1924 als politischer Schriftsteller verfaßt und auch nach seiner Machtergreifung in immer neuen Auflagen hatte erscheinen lassen, und darin steht im ersten Kapitel: „Gleiches Blut gehört in ein gemeinsames Reich“. In diesem alldeutschen Staatsgedanken, dessen Durchführung eine Hauptaufgabe des Nationalsozialismus ist, berühren sich also Staatliches und Sprachliches, und da wir Deutschschweizer offenbar deutschen Stammes und Blutes und deshalb deutscher Sprache sind, unser schweizerisches Staatsgefühl diesem alldeutschen Staatsgedanken aber widerspricht, so bestand für uns die Frage, ob wohl eine Vertretung unseres Vereins eingeladen werde und, wenn ja, ob wir ihr folgen sollten. Es war ja nicht nur das Reich, sondern auch der Deutsche Sprachverein unter nationalsozialistischer Leitung gekommen. Als näherliegend mochte vielleicht ein „Nein“, ein Verzicht erscheinen, aber man konnte sich auch sagen: „Nun erst recht!“.

Vorerst schickte unser Ausschuß für alle Fälle einen brieflichen Glückwunsch, in dem wir uns unter Bestätigung unserer staatlichen Selbstständigkeit zum gemeinsamen Ziel, der Pflege unserer deutschen Muttersprache bekannten. Darauf erhielt der Schriftführer, der verschiedenen leitenden Männern des Deutschen Sprachvereins von früheren Tagungen her bekannt ist, vom Vorsitzer,

Ministerialdirektor Dr. Buttmann, eine Einladung, die im selben Sinne gehalten war: „bei aller staatspolitischen Verschiedenheit wollen wir uns der Gemeinsamkeit im Sprachlichen bewußt bleiben“. Legte schon der außerordentliche Anlaß, die Fünfzigjahrfeier eines uns geistig verwandten Vereins, dessen Monatschrift wir seit 31 Jahren unsern Mitgliedern vermitteln, den Besuch nahe, so machte ihn diese Einladung beinahe zur Anstandspflicht; als sozusagen politische Aufgabe betrachtete ich es auch, diese erste Gelegenheit nach der Aenderung der Verhältnisse im Reich und im Sprachverein zu benützen zu einer gründlichen Abklärung unserer Stellung, und zwar von Mensch zu Mensch, nicht bloß auf dem Papier. Und so reiste ich auf Pfingsten nach Dresden.

In der Geschäftssitzung vom Samstag erhielten nach Erledigung einiger Geschäfte die Auslandsvertreter das Wort zu kurzen Berichten, ein Oesterreicher, ein Danziger, einer aus Siebenbürgen — der Böhme konnte erst am Sonntag eintreffen. Als Schweizer sprach ich zuerst über Stand und Bedeutung der deutschen Sprache in unserem Land, u. a. von unsern Bemühungen um Verbesserung der Aussprache, von der Verschiebung der Sprachgrenze zu unsern Ungunsten, aber auch von der zahlenmäßigen Zunahme des Deutschen (Volkszählung 1920: 70,9 %, 1930: 71,9 %), von unserer Fremdwörterei, die sich zum Teil erklären lasse aus unserm staatlichen Zusammenhang mit Anderssprachigen, z. T. auch aus unserm Fremdenverkehr. (Einige Heiterkeit erregte der Satz: „Uebrigens scheinen im Reiche gewisse Fremdwörter geläufig zu sein, die wir nicht kennen; als z. B. die Zeitungen melden, Deutschland sei aus dem Völkerbund ausgetreten wegen seiner „Diskriminierung“, hat das bei uns eigentlich niemand verstanden“). Schließlich erklärte ich, daß wir beunruhigt worden seien durch jenen Satz in Hitlers Buch, zumal wir wüßten, daß eine Hauptaufgabe des Nationalsozialismus die Durchführung jenes Gedankens sei, und weil Vertreter der Erdkunde ihn auch auf die Schweiz anwendeten. „Eine Aenderung der Grenzen aber und eine Rückkehr der Schweiz zum Reich wünscht in der deutschen Schweiz und auch im Deutschschweizerischen Sprachverein sozusagen niemand“. Andererseits müßten wir aber zugeben, daß dem alldeutschen Staatsgedanken für den Reichsdeutschen ein mächtiger Zauber innewohne, und wir 2,9 Millionen Deutschschweizer könnten nicht verlangen, daß wir bei jeder Gelegenheit, wo von den gegen 20 Millionen Grenzlanddeutschen die Rede sei, ausdrücklich als Ausnahme erwähnt würden. Es habe aber sehr beruhigend gewirkt, daß das bei gewissen Gelegenheiten doch geschehen sei, insbesondere in Hitlers Rede vom 21. Mai 1935, wo er die Selbstständigkeit der Schweiz ausdrücklich anerkannt habe. Wenn wir auch staatlich selbstständige S c h w e i z e r bleiben wollen, so wollen wir doch d e u t s c h e Schweizer bleiben — in diesem Sinne sei unser Gruß und Glückwunsch gemeint.

Run war es gesagt, deutsch und deutlich, wie wir zu einander stehen. Und die Wirkung? Konzentrationenlager? Großer Beifall, herzliche Händedrucke und die Erklärung des (nationalsozialistischen!) Vorsitzers, die Schweiz habe staatlich vom Reiche nichts zu befürchten; „das Buch ‚Mein Kampf‘ ist kein politisches Programm des Dritten Reichs“.

So kann also auch unter der neuen Leitung das alte freundschaftliche Verhältnis unserer Vereine bestehen bleiben. Der Vorsitzter gedenkt uns auch nicht sprachlich zu vergewaltigen, denn obschon er zum Leiter des neu gegründeten Sprachpflegeamtes des Reiches ernannt ist und

nach dem „Führergrundsatz“ große Befugnisse hat, will er sehr besonnen vorgehen und sein Sprachpflegeamt vor allem zu einer Stätte der Sammlung, der Anregung und Belehrung und nicht zu einer Richtstätte über Richtig und Falsch machen. Volles Verständnis für unsere Stellung haben mir auch viele andere der gegen 200 Teilnehmer bezeugt; zum großen Teil waren es auch dieselben lieben Leute, mit denen ich mich schon auf früheren Tagungen im selben Sinne gut verstanden hatte. Der Nationalsozialismus hätte wohl auch gar nicht genügend geeignete Leute gehabt, um die Vorsitzterstellen in den vielen Zweigvereinen zu besetzen. Man sah auch verhältnismäßig wenige, die neben dem Vereinsabzeichen noch das Hakenkreuz trugen. Der Deutsche Sprachverein ist derselbe geblieben: ein Verein für Sprachpflege, ohne politische Ziele. Der Vorsitzter bemerkte einmal, der Verein habe eine Verjüngung nötig, und die werde möglich sein: „Die Jugend wird allmählich wieder frei für geistige Aufgaben“.

Ueber den Verlauf der ganzen Tagung mit dem volkstümlichen Abend, der Festversammlung im Rathaus, den Ausflügen ins Erzgebirge und nach Bautzen wird wohl die nächste Nummer der „Muttersprache“ berichten; hier kann es sich nur um meine persönlichen Ein- (und Aus-) drücke handeln. Am Pfingstmontag fuhr ich heim mit dem Gefühl hoher Befriedigung. Es war alles würdig und auch für einen Schweizer genießbar zugegangen. Aus gelegentlichen Bemerkungen konnte ich etwas wie eine Enttäuschung heraushören über die Haltung Hitlers in der Fremdwörterfrage: „Er will nicht ran“, nämlich an den Kampf gegen das Fremdwort. Das mag ihn unsern Fremdwörtern „sympathisch“ machen. Vielleicht erlaubt es ihm seine Bildung nicht — man kann das auf zwei Arten nehmen.

Und am Pfingstdienstag mittags rückte die Schuljugend von Gurin in Zürich ein, wenigstens ihre mittleren und oberen Klassen: 6 Buben und 5 Meitli, dazu der Herr Pfarrer, der aber gleich weiter reiste und erst am andern Tage wieder zu ihnen stieß, dann zwei Lehrer und noch einige erwachsene Mädchen. — Im Vorstand des Deutschschweizerischen Schul- und unseres Sprachvereins war schon früher der Plan gefaßt worden, einmal den jungen Deutschschweizern dort oben eine Freude zu bereiten, einfach weil sie — auch deutsch sprechen. Natürlich war der Zweck des Unternehmens die Stärkung und Stützung des Deutschtums der Gemeinde. (Es gibt Leute, denen das Wort Deutschtum unangenehm klingt, aber es ist nicht anders gemeint, als wenn Bundesrat Motta oder Francesco Chiesa von der Italianità des Tessins sprechen). Das Deutschtum hat sich dort oben wohl Jahrhunderte lang erhalten; das beweist aber nicht, daß es sich weitere Jahrhunderte werde halten können, und doch möchten wir es erhalten, etwa wie der Naturschutzbund einen alten Baum erhalten möchte. Natürlich ist die Deutschtum von Gurin für das gesamte Deutschtum nicht so wichtig wie die von Biel oder Straßburg oder Dresden, aber sie ist doch ein Zeuge eines fesselnden Stückes Schweizergeschichte: der Wanderungen der Walser. Das Deutsche ist heute dort oben stärker gefährdet als früher, nicht bloß wegen der allgemeinen Bevölkerungsmischung, sondern noch mehr wegen der neuen Fahrstraße und des Postkraftwagens, der seit einigen Jahren hinauf fährt und die Verbindung mit dem Maggiatal viel lebhafter gestaltet hat, als sie früher war. Früher war das Dorf von der Welt fast abgeschlossen und pflegte noch mehr Verkehr über die 2300 m hohe Guriner Furka mit dem 5 Stunden weit entfernten, ebenfalls deutschen, staatlich

aber italienischen Pommat — man besuchte gegenseitig die Kirchweih. Jetzt ist dieser Weg gesperrt; im Pommat selber schwindet das Deutsche, und der Zusammenhang mit dem Wallis wird unterbrochen. Bald wird Gurin eine Sprachinsel sein und nicht mehr ein Vorgebirge. Ob es nicht eines Tages italienisch überschwemmt ist? Auf alle Fälle wollen wir das Deutsche dort noch stützen und haben darum aus den Mitteln des Schul- und des Sprachvereins und aus freiwilligen Beiträgen ihrer Mitglieder und weiterer Gönner einmal die Schuljugend für drei Tage in die deutsche Schweiz kommen lassen.

Die Schule wird italienisch geführt. Das ist zum Vorteil der Kinder, und darauf kommt es vor allem an. Daneben besuchen sie freiwillig, genauer: schicken die Eltern sie freiwillig, täglich noch 1 ½ Stunden in die deutsche Schule, im selben Schulhaus, aber zu einem andern Lehrer, für den das natürlich nur ein Nebenamt bedeutet. Daran zählt der Kanton immerhin einen Beitrag, aber den größeren der Deutschschweizerische Schulverein. Daß das so bleiben müsse, ist nicht gesagt. Es wäre einmal auszurechnen, ob der Kanton Tessin, der sich vom Bund jährlich 60 000 Fr. schenken läßt zur Erhaltung seiner sprachlichen Eigenart, davon nicht einen größeren Posten abgeben könnte an die Gemeinde Gurin zur Erhaltung ihrer sprachlichen Eigenart. Es wäre auch zu wünschen, daß das Deutsche nicht nur als freiwilliges Anhängsel, sondern als Pflicht- und Hauptfach gelehrt würde. Vorteilhaft wäre es natürlich, wenn beide Schulen in einer Hand vereinigt werden könnten, und dafür bestehen gute Aussichten. Eingeladen hatten wir natürlich die beiden Lehrer; statt des staatlichen Italienischlehrers kam sein Sohn, ein junger Lehrer, der seinen Vater auch in der Schule oft vertritt.

Um 3 Uhr waren sie aufgestanden, um 4 abgefahren; um 1 Uhr trafen sie in Zürich ein. Wir führten sie am Pestalozziendenkmal vorbei in eine freundliche Gaststätte, deren Leiter sie für 2 Tage zum Mittagessen eingeladen hatte; dann durch die Bahnhofstraße zum See hinaus, mit der Straßenbahn zum Tiergarten hinauf, auf den Zürichberg zum Abendessen und auf den Milchbuck in die Jugendherberge — die machten Augen! Es verschlug ihnen fast die Sprache, all das Neue. Still und ruhig zogen sie des Wegs, — wie so ganz anders als schulreisende Stadtjugend mit ihrem lärmigen Betrieb und dem ewigen Geschnatter. Am andern Tag ging's ins Landesmuseum, wo den Buben namentlich der Waffensaal Eindruck machte. Ein Gang durch Gassen und Gäßlein der Altstadt, und dann aufs Schiff — noch keines hatte je ein Schiff betreten — und bei strahlender Sonne den See hinauf bis Wädenswil. In der Kajüte drunten gab's auch ein kleines Fest: die Kinder sangen das Rütli-lied; die Mädchen sagten Gedichte auf (natürlich nur die Mädchen!); zum Abschied gaben wir jedem noch ein paar Ansichtskarten von Zürich und ein Heftchen „Guter Schriften“. Zum Schlusse sangen wir alle „Rufst du mein Vaterland“ (aber auch nur die erste Strophe!). Die Kinder machten einen geweckten Eindruck und schauten bei aller Stille und Bescheidenheit recht hell in die Welt hinein. Es waren einige Blondköpfe darunter, an denen Verehrer der „nordischen Rasse“ ihre Freude gehabt hätten. Abends waren sie dann bei der Lieben Frau von Einsiedeln, am dritten Tag noch auf dem Rütli, und dann ging's wieder heim ins stille Bergtal. Dort haben sie Ferien bis spät in den Herbst hinein und reichlich Zeit, ihre Erinnerungen zu ordnen und zu plaudern von der großen Schulreise. Die Knaben kommen wohl später als

Handwerker in die Welt hinaus; es soll aber dort Frauen geben, die ihrer Lebtag nie zum Tal hinausgekommen sind. Wenn ein Mädchen diese Reise mitgemacht hat, kann es seiner Lebtag erzählen: „Als wir in Zürich waren...“. Und das alles nur, weil sie deutsch sprechen. Und so glauben wir, einen ausgesetzten Posten deutschen Sprachgebietes geschützt und gestützt zu haben. An jenem Abend in Zürich haben wir auch, unser einige vom Sprach- und vom Schulverein, ein in Zürich wohnender gebildeter Guriner und die beiden Lehrer, die Sache der Erhaltung der deutschen Gemeinde Gurin gründlich besprochen und hoffen: nicht umsonst.

Was man nicht im Sprachverein in wenigen Tagen alles erleben kann: Dresden und Gurin! Schöne Tage!

Vom Büchertisch.

Sagen aus Graubünden, 2ter Teil. Verlag Sauerländer & Co. inarau und Leipzig. 240 Seiten.

Arnold Büchli läßt hier dem seiner Zeit hier besprochenen ersten einen zweiten Band seiner Bündner Sagensammlung folgen, und A. M. Bächtiger hat auch diesmal den Buchschmuck beigezeichnet. Die zwei Bände, schön gedruckt, gut ausgestattet, fein gebunden, stellen etwas vor. Wir haben jetzt eine wirklich stattliche Sammlung zur Hand, die jeder Kenner Graubündens gern auf seinem Büchergestell sehen wird, die auch zum Vorlesen in der Familie Stoff bietet. Fast alle Sagen sind in einem geziemend einfachen und passend schweizerischen Hochdeutsch geboten, doch fehlt deutsche Mundart nicht ganz neben vier verschiedenen Proben von Romanisch und einer Seite Misogger-Italienisch. Bl.

Kürzlich kaufte ich mir in Bern ein lustiges Büchlein: Emil Günter, **s'Zärbste Peters Gschichtli vom alte Napolion u vom Chräjebüel** (Verlag von R. J. Wyß in Bern, 1931). Da steht viel Lustiges drin. Einiges davon berührt unsere sprachlichen Bestrebungen und Beobachtungen und soll ohne Zusätze und Bemerkungen hier mitgeteilt werden. Zur Erheiterung der Leser, von denen dann vielleicht der eine oder andere das eine Fülle uralten bernischen Sprachgutes bietende Büchlein (ich habe nur 3 Franken und 60 Rappen dafür bezahlt) daraufhin auch lesen wird.

Aus der Beschreibung einer Hochzeitsreise, bei der Krähenbüel als (offenbar von Bremsen stark belästigter) Kutscher und Fremdenführer durch das Bernbiet und Oberland mitfährt:

(S. 47) „Wo si gägen-Underseijen uehe cho sy, het es s'Bohnebluest's (das Pärchen) 'dunkt, es wärd' e chli gmödleter; d'Wirtshüser hei allergattig frönd Nämme g'ha, wo si te Tüfel meh druf verstande het: Terminus, Monopol, Metropol, Bristol, Obol und so wyters. Dr Chräjebüel isch nümme drus cho... er hätt lieber Brämen-ol g'ha u het gseit, er syg si desse nid gwanete. Es gang ihm nit über „Chrüüz, Bären-u Leue oder öppis us dr Astro-nomie“. Stubemeitschi het men-i dene Hotäll keni meh gseh, nume no Saal- und Restaurationsstöttere, und d'Frau Bohnebluest het emel dr Chräjebüel gfragt, ob me de dene Chällner, wo si hie und do atroffe hei, nid au Saal- und Restaurationsfühn sägi?“

Von den Zürchern behauptet in seinem Emmentalerische der Fuhrmann Krähenbüel (auf S. 100): „De chenne si vom Waadtländerwy z'fäges nit, u das ist e Hoopffähler. Mi chönnti zwar meene, we men-uf Züri chunnt, es syge meh Wälttschi dert wede Schwolbe: es